

Das Leichenbegängnis des Hofraths war ein bereitetes Zeugnis für die allgemeine Achtung, in welcher er gestanden. Fast endlos schien der Zug schwarzgekleideter Herren, welche paarweise dem Sarge folgten; ihm schloß sich eine lange Reihe herrschaftlicher Equipagen an, deren betretene Kutscher und Diener Trauerflor an den Hüften trugen, und die Zahl der Kränze und Bouquets war so groß, daß sie auf dem Leichenwagen nicht Platz gefunden hätten und in einer Trostschle nachgeführt werden mußten.

Auch Bruder Alexander war aus der Ferne herbeigeeilt, um dem Vater die letzte Ehre zu erweisen. Er hatte seinen Schwestern feierlich erklärt, daß er auf keinen Erbschaftsantheil zu ihren Gunsten Verzicht leisten, was auf besonderen Wunsch seiner Frau geschah, welche die geheime Besürchtung hegte, es möchten Schulden vorhanden sein. Im Uebrigen zitterte er vor der sehr nahe liegenden Möglichkeit, daß die Schwestern seine Unterstützung in Anspruch nehmen könnten, — nicht aus herzloser Selbstsucht, sondern weil er ohne die Zustimmung seiner Frau absolut nichts für sie thun konnte. Er athmete daher erleichtert auf, als er inne wurde, daß die Frage um die Zukunft die Schwestern nur wenig beschäftige, da es ihnen bei ihren zahlreichen Freundschaftsbeziehungen ja nicht an gutem Rath und thätigem Beistand fehlte.

Der gegenüber wohnende Professor vom Polytechnikum, dem jüngst der Fadelzug gebracht worden war, hatte sich, als Freund des Verstorbenen, der Schwestern in hingedenkster Weise angenommen und ihnen namentlich alle jene peinlichen Geschäfte erspart, welche von einem Begräbnis unzertrennlich sind. Er stand nahe am Ausgange der Bierziger und führte ein unfreiwilliges Junggesellenleben, denn abgesehen von der merkwürdigen Bildung seines Rückens und einer etwas schiefen Schulter, benahm er sich ziemlich schüchtern und links in Damengesellschaften und hatte daher noch kein Herz für sich zu entflammen vermocht. Längst schon hegte er eine stille Neigung zu Valentine, aber nie war dieselbe in anderer Weise hervorgetreten, als das seine Schüchternheit in ihrer Gegenwart sich verdoppelte und ihm allerhand neckische Streiche spielte. Wenn Valentine ihm eine Tasse Thee kredenzte, so klopperte die letztere in seiner plötzlich zitternden Hand. So oft er mit Kavaliereifer ihr zu Boden gefallenes Taschentuch aufheben wollte, stieß er sicher beim hastigen Wenden unvorsicht mit ihrem Kopfe zusammen, und wenn er sich von ihr verabschiedete, so vermochte er nie die Thür zu finden, ohne vorher über den Teppich zu stolpern oder einen Sessel umzuwerfen.

Es war den Bekannten des Hofraths kein Geheimniß, daß derselbe vermögenslos war und seinen Töchtern nichts hinterlassen hatte. Der schwärmerne Professor hielt daher den Augenblick, wo Valentine über ihre Zukunft zu Rathe gehen mußte, für günstig, mit seinen Absichten hervorzutreten.

Er nahm seinen ganzen Muth zusammen und trug ihr in den zartgewähltesten Worten seine Hand an.

Mit freundlicher Schonung, aber auch mit unzweideutiger Entschiedenheit lehnte Valentine den Antrag ab. Welches auch immer ihr Schicksal sein mochte, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, ihr Leben an einen Mann zu ketten, der nach Alter und Persönlichkeit ihrem Geschmade widerstrebe und in seiner fomiischen Ungelenkigkeit bisher nur ihre Lachlust zu reizen vermocht hatte. Diesmal freilich lachte sie nicht hinter ihm, vielmehr brach sie in bittere Thränen aus — darüber, daß sie, nachdem sich über dem Vater kaum das Grab geschlossen, den Leuten plötzlich so wohlfeil erschien, und Martha hatte Mitleid, sie über ihr Unglück zu trösten.

Fast Tag für Tag langten von den vielen auswärtigen Freundinnen und befreundeten Familien Kondolenzbriefe an die Schwestern an, so daß die letzteren vollaus zu thun hatten, dieselben zu erwidern. In den Rückantworten, welche darauf erfolgten, war auffälligerweise stets eine besondere Betonung darauf gelegt, daß man im Augenblicke gerade Verwandte zum Besuch habe, oder daß Jemand in der Familie krank sei, oder daß es gegenwärtig im Hause unbeschreiblich wüst aussehe, indem sämtliche Zimmer neu tapejirt und auch sonstige Neubauten vorgenommen würden. Nur sehr wenige Briefe machten eine Ausnahme hiervon und luden die Schwestern zu ihrer Zerstreung beiläufig zu einem Besuche ein. Eine derartige Andeutung enthielt auch das Schreiben vom Pastor Weisbach, den die Amtspflicht in der eigenen Gemeinde verhin derte, dem Begräbnis seines „unvergesslichen Freundes“ beizuwohnen, und rasch entschlossen sich die Schwestern, ihr vereinsamtes Dasein mit dem freundlichen Pfarrhause zu vertauschen.

Auf Pastor Weisbach hatte die Nachricht vom Tode des Hofraths wie ein Donnerschlag gewirkt. „Mein armer Sohn! Mein armer Eduard!“ war sein erster Ausruf, indem er händeringend in seinem Studierzimmer auf- und abging, „das ist ein sehr schwerer Verlust für Dich! Dein Gönner, der einst sein vielgeliebtes Wort für Dich einlegen sollte, ist von dieser Welt abgerufen worden und hat Deine schönsten Hoffnungen mit ins Grab genommen.“ Und das dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes gefolgt hätte, ihn wenigstens noch zwei Jahre leben zu lassen, dann wäre Alles für Dich gewonnen gewesen, armer Eduard!“

Als Valentine und Martha anlangten, wurden sie vom Pastor mit feierlichem Ernste empfangen. Nichts erinnerte an die Ritterlichkeit, mit der er ihnen bisher begegnet war. Seine Trostsworte waren eher eine im tiefen Grabestone gehaltene Vespredigt, die gegen den herzlichen Zuspruch Ewalds grell abfiel. Der Mann war ein vollständig Anderer geworden. Es schien, als seien die liebendwürdigen Freundinnen seiner Tochter mit dem Hofrath ebenfalls begraben worden und nur noch zwei Waisen übrig geblieben, welche auf die Barmherzigkeit Anderer angewiesen wären. Daß der Pastor einst in dem großen Pfarrgarten mit ihnen Kämmerchen verniethen“ gespielt und Ball geschlagen hatte, schien den enttäuschten Mädchen wie ein Traum.

Als der Pastor durch die plauherhafte Betty, der sich Valentine unvorsichtigerweise anvertraut hatte, von dem Heirathsantrage des fomiischen Professors und der Ablehnung desselben erfuhr, hielt er Valentine eine furchtbar ernste Standrede: Wie sie sich nach dem Tode des sorgenden Vaters, der seinen Kindern Alles geopfert habe, über ihre Aussichten noch so argen Täuschungen hingeben könne! Wie undankbar sie gehandelt habe, den wohlgemeinten Antrag eines allgemein geschätzten Gelehrten, der in geordneten Verhältnissen lebe, so kurzer Hand von sich zu weisen! Wie sie darin vielmehr die Fügung des lebendigen Gottes hätte erblicken müssen! Und wie die bittere Reue über ihren unverantwortlichen Schritt nicht ausbleiben werde! Diese Anrede war in jenem pathetischen

Kanzeltone gehalten, in welchem er überhaupt nur noch mit den Schwestern rebete.

Beide schüchtern sich ordentlich vor ihm und dem unerbittlich feierlichen Ernste seines Wesens, aber sie entgingen ihm nicht. Die nächste Sonntagspredigt war eigens für sie eingerichtet und handelte von der Hoffahrt unter Zugrundelegung des Textes: 1. Petri, Kapitel 5, Vers 5: „Gott widersteht dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade.“

Nach der Predigt nahm er die Schwestern noch einmal besonders vor und fragte sie, was sie schon längst gefürchtet hatten, nach ihren Hoffnungen für die Zukunft und nach ihren Lebensplänen. Sie hatten darauf keine Antwort, als ein stummes Erröthen, und mußten nun aus dem Munde desselben Mannes, der einst ihren übermüthigen Spöttereien über Bruder und Schwägerin ruhig zugehört hatte, in ihrem größten Erstaunen vernehmen, wie gütig Gott für sie gesorgt habe, indem er ihnen einen Bruder gab, welcher, mit einem offenen Blick für die praktische Seite des Lebens gekennet, seine Zukunft durch eine vernünftige Heirath gesichert habe und dadurch in den Stand gesetzt sei, für seine Schwestern zu sorgen, denn unberingt sei das Haus des Bruders die einzige Zufluchtsstätte, die sich ihnen biete, und Demuth gegen ihre Schwägerin das einzige Mittel, sich des brüderlichen Beistandes zu versichern.

Nach solchen Erfahrungen waren beide Schwestern halb und halb beinahe selbst darüber einig, daß sie zur Verabingung ihrer nächsten Zukunft am Ende doch den Bruder nicht ganz umgehen könnten. Vorläufig hielten sie es für das Zweckmäßigste, sich der rüsteren Nähe des geistlichen Herrn zu entziehen und nach Hause zurückzukehren, was sie ohne Zeitverlust ausführten.

Am Morgen nach ihrer Rückkunft hörten sie, wie Frau Kupfinger auf das Anklängen der Vorsaalglocke Jemand öffnete und unmittelbar darauf klopfte es an die Thür des Zimmers, in welchem Valentine und Martha eben ihr zweites Frühstück einnahmen. Ein Herr und eine Dame, beide ihnen völlig fremd, traten ein; ihnen auf dem Fuße folgte der Hauswirth. Er bat die Hofrathstochter höflich um Entschuldigung und um ihre gütige Erlaubniß, den Herrschaften die Wohnung zeigen zu dürfen, worauf er ohne weiteres die nächste Thür öffnete und die beiden Fremden von Zimmer zu Zimmer führte. Als er zurückkam, setzte er den erstaunten Schwestern auseinander, daß die Wohnung ihnen ja doch zu groß sei; wenn sie dieselbe daher zu dem nahe bevorstehenden Quartal schon räumen wollten, so böte sich ihm gerade eine günstige Gelegenheit, dieselbe zu vermieten. Die Damen hätten dann den Vortheil, daß ihnen die theure Miete erspart bleibe, welche sie sonst bis zum Ablauf der gesetzlichen Kündigungsfrist noch zu zahlen hätten. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hannover. Der Briefmarken-Händler Deder ist von hier flüchtig geworden. Deder galt als eine erste Autorität; ihm landten Händler und Sammler aus dem In- und Auslande Marken zur Prüfung auf ihre Echtheit ein. Er ist dringend verdächtig, ihm eingesandte echte Marken für sich behalten und dafür Fälschungen an seine Auftraggeber gegeben zu haben. Deder's Ruf war so anerkannt, daß er für die Unteruchung der Postwerthezeichen Preise fordern durfte, die über das Gewöhnliche oft sehr weit hinauszüngen. Während man sonst durchweg 10 Pf. für die Unteruchung einer Marke zahlte, gab man Deder für ein bis fünf Stück mindestens 2 M., für jedes fernere Stück 30 Pf. Für Prüfung des Entwerrthungs-Stempels, der Zähnung, des Durchstichs und des Aufwurds verlangte er für ein bis zwei Stück mindestens 2 M.; für jedes fernere 75 Pf. Alle Marken, die er unteruchte, versah er mit einem eigenen Prüfungs-Stempel und bei einer Unteruchung nach allen Richtungen hin mit einem doppelten Stempel. An der Echtheit so gestempelter Marken zweifelte auf dem Markt kein Mensch. Die Fälschungen waren daher für Deder sehr leicht.

Ist die Weigerung eines Bayern, täglich Pellkartoffeln und Hering zum Abendbrod zu essen, ein Grund zur sofortigen Entlassung? Diese schwierige Frage hatte das Berliner Gewerbegericht kürzlich zu entscheiden, vor dem der Schuhmachergehilfe Alois Obermaier den Schuhmachermeister Weinhold auf Zahlung eines vierzehntägigen Lohnes von 18 M. verklagt hatte. Der Kläger war nach der Darstellung der „B. V. Ztg.“ erst vor Kurzem aus seiner bayerischen Heimath nach Berlin gekommen und hatte das Glück, sofort bei dem Beklagten Arbeit zu finden. Er hätte weder über die ihm zugewiesene Beschäftigung noch über die ihm gewordenen Behandlung Klage führen können — nur eines war es, was er, wie er angab, nicht „vertrauen“ konnte, nämlich, daß die Meisterin mit unwandelbarer Treue gegen den Hausgebrauch täglich Pellkartoffeln und Hering auf den Tisch brachte. Anfänglich gelang es dem Gesellen wohl, allabendlich seine „Seeftisch“ hinunter zu würgen, bald aber sah er von einem unheimlichen Grauen geschüttelt vor der bläulich glänzenden Delikatess und war nicht um Alles in der Welt mehr zu bewegen, nur noch einen „Happen“ zu genießen. Meister Weinhold sah erst ein paar Tage mit immer steigendem Grolle auf den „Feinschmecker“, der so entschieden die im Hause eingeführte Lieblingsspeise verschmähte, am vierten Abende ersah er ihn aber die Wuth, er packte den Gesellen am Kragen und warf ihn hinaus. Aus dieser Veranlassung wurde der Geselle flagbar und erklärte vor Gericht, daß er als Bayer den Hering wohl als Delikatess und Katerrmittel, die Kartoffel als angenehme Zuspelze, beide aber nicht als vollgiltige Mahlzeit kenne. Hätte er noch länger von der Lieblingspeise des Herrn Weinhold gegessen, wäre er sicher krank geworden, sonst hätte er, um nicht zu verhungern, sich selbst belästigen oder seine Arbeit verlassen müssen. Es ist selbstverständlich, daß der Beklagte diese „sonderbaren“ Einwände nicht gelten lassen wollte. Er berief sich darauf, daß das, was für den Meister recht, auch für den Gesellen billig sein müsse. Der Gerichtshof kam nun in die schwierige Lage, zu entscheiden, ob Hering und Pellkartoffeln für einen Bayern eine ausreichende, der Gesundheit zuträgliche Mahlzeit sei oder nicht. In der Annahme, daß man in Süddeutschland diese im Norden als vollgiltiges Nahrungsmittel anerkannte Speise nicht würdige, sondern bloß als sogenanntes Zubrod betrachte, und ferner in der Erwägung der Vorschrift, daß ein Meister seinen bei ihm in Kost stehenden Gesellen auch so ernähren müsse, wie es dessen Gesundheit zuträglich ist, mußte, da ein Vergleich nicht zu Stande kam, Herr Weinhold zu der Bezahlung der verlangten 18 M. verurtheilt werden.

— Ermordung eines Pfandleihers. Ein furchtbares Verbrechen ist am Sonnabend in Berlin in der Panstraße 6 verübt worden. Der Inhaber der dort befindlichen Pfandleihe, Wilhelm Zeidler, ein fünfzigjähriger Mann, wurde mit einem Beil erschlagen in seiner Wohnung aufgefunden; der Hals des Unglücklichen war außerdem mit einem Strick zusammengeschnürt. Unter den Händen der Aerzte hauchte Zeidler sein Leben aus. Es liegt unzweifelhaft Raubmord vor, denn nach den Feststellungen der Kriminalpolizei fehlen aus der Geschäftskasse 75 bis 100 M. Die Spur eines der Thatverdächtigen wird verfolgt. Ueber die Einzelheiten dieses Kapitalverbrechens wird Folgendes gemeldet: Seit dem 1. Oktober v. J. hatte Zeidler, der früher in der Colbergerstraße gewohnt hatte, eine Wohnung in der ersten Etage des Vorderhauses, bestehend aus Korridor, Küche und Stube, inne. Er war Wittwer; die Frau war vor zwei Jahren gestorben. Zeidler ließ sich durch eine Aufwartefrau bedienen; er war also gewöhnlich allein in seiner Wohnung. Am Sonnabend Abend klingelten mehrere Frauen, welche Verlassstücke brachten, vergeblich lange an der Entree Thür. Zufällig wollte auch die verheirathete Tochter dem Vater einen Besuch abstatten; sie hörte durch die Thür ein starkes Röcheln. Nun wurde nach einem Schloffer und der Polizei gefahndet; das ganze Haus gerieth in Alarm. Als die Thür geöffnet wurde, bot sich den Eintretenden ein entsetzlicher Anblick. In der nach dem Hofe hinausgehenden Küche lag Zeidler auf dem Fußboden. Die Hände waren nach der Thür, der Kopf war nach dem Fenster gerichtet. Die Hirnschale des Unglücklichen war durch einen furchtbaren Dief zerschmettert; ein großes Stück Hirnmasse lag auf der Erde. Der Hals war mit einem Strick zusammengeschnürt. Der zur Hilfe herbeigeholte Dr. med. Kramm erklärte sofort, daß die Kopfwunde unbedingt tödtlich sei. Er ließ jedoch auf Wunsch der Angehörigen den kopschen Krankenwagen beordern, um den Verwundeten nach einem Krankenhause zu bringen. Doch der Tod erlöste das Opfer dieses schändlichen Verbrechens bald von seinen Qualen. Es konnte durch die Vernehmung der Tochter festgestellt werden, daß ein größerer Geldbetrag aus der Schublade des Stiepkultes fehlte, in welcher er sein Geld aufbewahrte. Das Schubfach war offen, ein gewaltsamer Einbruch hat nicht stattgefunden. Die Situation scheint dafür zu sprechen, daß der Thäter den Leberfall in der Küche ausgeführt hat; im Zimmer sind Blutstöße nicht wahrnehmbar. Das Beil, mit dem die That ausgeführt wurde, ist bisher nicht gefunden worden. Zeidler hat ein solches bejessen; mit diesem ist anscheinend der Mord vollführt worden. Wer aber ist der Thäter? Die Kriminalpolizei neigt zu folgender Ansicht: Bei dem Grünkramhändler Meißner, welcher in demselben Hause wohnt, erwichen gegen 7 Uhr Abends ein schlanker Mann mit dunklem Paletot und steifem Filzhut und verlangte eine Gurke. Hierbei erkundigte er sich nach der Persönlichkeit des Pfandleihers Zeidler, indem er fragte, wie lange derselbe schon im Hause wohne. Ein von der Gurke abgegebene Stück wurde später auf dem Treppensur der Zeidlerschen Wohnung vorgefunden. Dieser Mann gilt als verdächtig. Die Polizei hat eine ganze Anzahl anrüchiger Personen im Laufe der Nacht verhaften lassen. Dieselben haben jedoch ihr Alibi nachgewiesen, so daß vorläufig eine einigermaßen sichere Spur des Thäters noch nicht gefunden ist.

— Das Urtheil des Kaisers über das Kostüm-Fest. „Es war ein sehr schönes, ein ganz großartiges und unvergessliches Fest!“ so lauteten die Worte, welche der Kaiser nach Beendigung des Kostümfestes an seine Umgebung richtete, und in denen zugleich die Anerkennung für den Erfolg der wochenlangen Mühe und Arbeit ausgesprochen war, welche besonders die Einübung der alten Tänze notwendig gemacht hatte. Der Kaiser, welcher den ganzen Abend über sich in der vorzüglichsten Laune befunden hatte, ließ, nachdem die letzten Musiklänge verhallt waren, die beiden Vortänzer, den Premierlieutenant Grafen von der Schulenburg vom Regiment Garbes du Corps und den Lieutenant Grafen von Baudissin vom 1. Garderegiment zu sich rufen, sprach ihnen sein Lob und seine Anerkennung aus, daß alles so vorzüglich geklappt habe und reichte dann jedem der beiden Offiziere zum Danke noch die Hand. Der Grundgedanke des unvergesslichen Festes war der: Gegenüber der heutigen nervösen und hastigen Zeit, gegenüber dem heutigen Bestreben, alles nur rasch vorüberziehen zu sehen, aus der Epoche des vorigen Jahrhunderts, in welcher der große Kaiser und König Wilhelm I. das Bild der Welt erblickte, ein Zeitbild, ein Hofest vorzuführen, welches Zeugnis von der damals vorherrschenden Ruhe und Grazie ablegt. Zu diesem Zwecke waren die ältesten Tänze gewählt, Walzer, die kaum getanz, sondern mehr geschritten wurden, Menuets und Gavotten, welche die eleganten Bewegungen bei derartigen Festlichkeiten zur Zeit Friedrich Wilhelms II. wieder einmal vor Augen führten.

— Vor Gericht. „... Aber, Stoffelbauer, traut Ihr Euch wirklich das zu beschwören?“ — „Herr Amtsrichter, ich hab' schon oft geschworen in mei'm Leben — aber so richtig wie heut' hab' ich noch nie geschworen!“

Foulard-Seide 95 Pf. bis 5.55 p. Met. — japanesische, chinesische u. in den neuesten Dessins und Farben, sowie schwarze, weiße und farbige **Henneberg-Seide** von 60 Pf. bis 18.05 p. Met. — glatt, gestreift, farcirt, gemustert, Damaste u. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins u. c.), porto- und steuerfrei ins Haus. Muster umgehend. — Durchschnittl. Lager: ca. 2 Millionen Meter.
Seiden-Fabriken G. Henneberg (k. u. k. Hof.) Zürich.

Mittheilungen des Königl. Standesamts Eibenroth
vom 3. bis mit 9. März 1897.
Aufgebote: a. hiesige: Vacat. b. auswärtige: Vacat.
Eheverlöbungen: 9) Der Zimmermann Emil Franz Huster hier mit der Stickerin Clara Helene Keef hier. 10) Der Guttmacher Edmund Binzeng Seidel in Marktneusträßen mit der Marie Friederike Horbach hier.
Geburtsfälle: 43) Gertrud Maria, T. des Handarbeiters Ludwig Friedrich Schlegel hier. 44) Moriz Georg, S. des Postkassensers Moriz Louis Tid hier. 45) Hedwig Elise, T. des Holzbrechers Bernhard Richard Langer hier. 46) Charlotte Konstanze, S. des Stickermeisters Paul Oscar Kraus hier. 47) Walz Alma, T. des Handarbeiters Oswald Angethum hier. 48) Max Otto, S. des Maschinenführers August Friedrich Langer hier. 49) Erich Felix, S. des Zimmermanns Ernst Emil Wolf hier.
Todesfälle: Nr. 42) und 47) unehel. Geburten.
Sterbefälle: 25) Max Hermann Kraus, S. des Handarbeiters Ernst Hermann Kraus hier, 5 M. 26 T. 26) Der Steinmetz Julius Bernhard Baumann hier, 43 J. 9 M. 6 T. 27) Camilla Elze Wittmer, T. des Theaterbesizers Johannes Alexander Wittmer hier, 4 M. 21 T.

Kirchennachrichten aus Söhneld.
Freitag, den 12. März 1897, Abends 6 Uhr: Pafsiensgottesdienst. Herr Diaconus Wolf.